

Bienvenido أهلاً و سهلاً
Добро пожаловать
ласкаво просимо
Willkommen

خوش آمدید

እንኳን ደህና መጡ

እንቻል ብደሃን መጸዕኩም

Bem-vindo

Mirsevini

어서 오세요

ຍິນດີຕ້ອນຮັບ

Ein Gespräch mit Gott... **In der Fremde**

So wie Jakob kam ich nicht in die Fremde, Herr. Zu Fuß musste ich nicht gehen. Mit einem Schiff kam ich nach Chile. Und zahlen mußte ich auch nichts, anders als die vielen, die Schlepper bezahlen. Ein Bett hatte ich zudem, nicht einen Stein als Kopfkissen wie Jakob (1.Mose 28, 11). Verwandtschaft erwartete mich freilich nicht; Jakob konnte hingegen zu Laban gehen, dem Bruder von Jakobs Mutter Rebekka. Aber immerhin, Landsleute erwarteten mich. Nein, Herr, Flüchtling war ich nicht, so wie Jakob, der vor dem Zorn des Bruders floh. Du schicktest mich als Gastarbeiter nach Chile. Man wollte, daß ich komme. Und dann blickte ich von der Reling auf den Kai in Valparaiso de Chile. Wer würde mich abholen? Ich wusste es nicht. Ich nahm die letzte Ausgabe der Lutherischen Monatshefte in die Hand und malte mit der Hand ein großes Kreuz in die Luft. Und im Zeichen des Kreuzes fanden wir uns.

Doch Fremder war ich trotzdem, so wie Jakob. Die Sprache konnte ich schnell lernen. Bei Laban hatte Jakob wohl auch keine Sprachprobleme. Aber die anderen Sitten, Herr: Die Feste, die eine Glückseligkeit erzeugten, die ich nicht verstand, die Tänze, die ich nicht konnte, die Witze, die ich nicht begriff, das Rechtssystem, das mir fremd war. Nein, groß geworden war ich hier nicht, zur Schule auch nicht gegangen.

Wie es Jakob dabei wohl ergangen ist? Daß die ältere Tochter zuerst verheiratet wird, dann erst die jüngere, diese Sitten kannte er wohl nicht. Die Hochzeit wurde so zum Reinfall (1.Mose 29). Weil er den Brautpreis nicht hatte, musste er um die andere Tochter noch einmal seine Arbeitskraft für sieben Jahre verkaufen. Zehnmal sei ihm der Lohn geändert worden, beklagt sich Jakob (31,7). Als Fremder war er der Schwächere. Das kenne ich: die Kürzung des Lohnes, die Drohung mit der Ausweisung. Als Einwanderer ist man immer ein Mensch minderen Rechts. Das kann gar nicht anders sein.

Und natürlich muss man sich anpassen. Israel hat später von den Fremden verlangt, die Sprache zu lernen (Nehemia 13,24), nur geschächtetes Fleisch zu essen, kein Aas zu berühren, um die Glieder der jüdischen Tempelgemeinde vor ritueller Unreinheit zu schützen, Sabbat und Feste zu beachten, unzuchtiges Verhalten zu unterlassen (3.Mose 17-18). Aber es hatte auch das Gebot, die Fremden zu lieben (5.Mose 10,19), da sie ja selber Fremde gewesen waren. Auch mir, Herr, hast du Freunde gegeben, die meine Arbeit schätzten, bis heute schätzen und mich nach Chile einladen. Ich kann verstehen, dass Laban auf die Arbeit seines Experten nicht verzichten wollte. Jakob musste um seine Entlassung aus dem Dienst kämpfen (1.Mose 31), ich brauchte das nicht. Die Verträge waren da eindeutig. Trotz der Freunde, trotz der Liebe, die ich erfuhr, trotz der bereitwilligen Anpassung – ein Fremder, ein Gringo, blieb ich. Erst meine Enkelkinder würden voll integriert sein. Ob wohl auch Jakob diese Fremdheit gespürt hat, trotz seiner beiden einheimischen Frauen? Er wollte unbedingt in die Heimat zurückkehren, trotz des Grolls des Bruders.

Pfarrer i.R. Dr. Jürgen Denker



Seine Frauen ziehen mit ihm mit; nun sind sie es, die in die Fremde gehen. Immer sind es die Frauen, die den heimatischen Herd verlassen. Um so auffälliger ist es, dass es heißt: „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen“. Auch ich, Herr, habe Vater und Mutter verlassen, mit 25, aber nicht um zu heiraten, sondern um meinem Herrn und Heiland zu dienen. Nach Deutschland führtest Du mich. Dort konnte ich Krankenpflege und Theologie lernen. In Lambarene wollte ich bei Albert Schweitzer arbeiten. Du hast mich andere Wege geleitet.

In Deutschland war ich Gastarbeiterin aus Korea. Brot habe ich nicht gerne gegessen, keine Wurst, keinen Käse. Immerhin konnte ich mir im Schwesternheim Reis kochen. Nach 3 Tagen Flug über Japan und Indien waren wir angekommen; es schneite, darauf waren wir – es sollte ja Herbst sein – nicht vorbereitet; wir froren, waren hungrig, keiner holte uns ab. Ein paar katholische Schwestern schicktest Du, sie gaben uns Bananen. Wegen des Zeitunterschiedes hatte uns die Krankenpflegeschule erst für den nächsten Tag erwartet.

Bald wurden überall die Weihnachtsbäume aufgestellt. Ich freute mich, endlich in einem christlichen Land zu sein. Doch bald merkte ich, wie vieles nur Fassade war. Immerhin gab es viele Patienten, die gerne mit mir über den Glauben sprachen und mit denen ich beten konnte. Du hast uns, den koreanischen Krankenschwestern, Herr, alsbald einen guten Ruf verschafft. Die Patienten verlangten nach uns, aber es fehlte dann auch nicht an Neid, Schikanen und Anfeindungen. Das ist wohl allgemein menschlich, Herr. Nur konnte man uns sehr leicht als Gruppe identifizieren und dann hieß es sehr schnell: „Die Koreanerinnen sind...“

Du hattest, Herr, Glaubensgeschwister auf die koreanische Krankenschwester aufmerksam gemacht. Sie riefen mich, den Koreanerinnen als Seelsorgerin zu dienen. Sie erledigten für mich all das Bürokratische, von dem ich nichts verstand. Auch wenn ich keine leiblichen Kinder gehabt habe, wie zunächst Rahel, so hatte ich doch viele geistliche. Du weißt, Herr: Koreaner brauchen ihre Familie. Ein Heimflug war sehr teuer, Telefon auch. Ich war die Ältere. Du, Herr, machtest

mich zur Mutter in all der Einsamkeit; nachts um ein Uhr griffen die Schwestern der Nachtwache zum Telefon, wenn sie das heulende Elend übermannte. Du hast mich Pastorin werden lassen, Herr, und ich konnte viele Landsleute in Bibelstunden und Gemeinden sammeln, in denen sie ein Stück heimatliche Begleitung im Zeichen des Kreuzes fanden. Und zugleich fanden sie unter diesem Zeichen einen Zugang zur der Gesellschaft, die sie umgab. Ich glaube, du hattest Humor, Herr, als du dafür sorgtest, dass ich ein Kreuz als Auszeichnung vom deutschen Staat durch Johannes Rau bekam.

Trotz des Segens über meiner Arbeit war es immer die größte Sorge meiner Mutter, dass ich doch heiraten möchte. Eigentlich wollte ich im Alter nach Korea zurückkehren, auf einen Gebetsberg gehen, dort zusammen mit anderen Menschen in der Stille der Natur mit Dir reden und mich auf die Heimkehr zu Dir vorbereiten. Und Du, Herr, hast es wieder anders geführt. Als ich einen Pfarrer kennenlernte, habe ich

noch mit 50 „ja“ gesagt, so wie viele meiner Glaubenskin- der schon vorher einen deutschen Mann geheiratet hatten. Ich wusste, dass es vor dem Hintergrund verschiedener Herkunftskulturen nicht einfach sein würde. Aber für mich galt, was Ruth zu ihrer Schwiegermutter Noomi gesagt hatte: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott“ (Ruth 1,16). Einen deutschen Pass, statt des koreanischen, hatte ich schon. Und Du, ja Du bist der gemeinsame Gott, der Du uns durch viele Länder und Kulturen begleitet hast. Ja, Herr, Du warst immer da, egal wo, nicht an ein Land oder eine Kultur gebunden. Und auch wenn Land und Kultur uns geprägt haben, so haben wir doch bei Dir, Herr, ein größeres Vaterland: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel, woher wir erwarten den Herrn Jesus Christus, der unseren nichtigen Leib verwandeln wird“ (Philipper 3,20).

Ok-Hi Park-Denker



Fremde unter uns

Regionalbischöfin Gisela Bornowski

„Fremde unter uns“, das ist zurzeit das Thema schlechthin; in den Medien, in unseren Zeitungen, im Landeskirchenrat,

bei der Staatsregierung, in der Kirche, auf der Landessynode. In vielen Gemeinden erlebe ich eine große Hilfsbereitschaft. Der Wille zu helfen ist außerordentlich groß. Viele gehen bis an die Grenze des ihnen Möglichen. Manche sind auch überfordert, oder Hilfe könnte manchmal noch besser koordiniert sein. Auf jeden Fall möchte ich mich zunächst an dieser Stelle ganz herzlich für alles Engagement bedanken. Hier wurde etwas davon begriffen, dass Jesus selbst die Aufnahme und menschenwürdige Behandlung von Fremden gleichsam zur „Chefsache“ macht. Gott solidarisiert sich ganz mit dem Fremden. Das sollten wir mit offenen Ohren und Herzen hören. So ist im berühmten Gleichnis Jesu vom Weltgericht im Matthäusevangelium 25, 31–46 das Verhalten, die Aufnahme oder Ablehnung von Fremden ein Kriterium, nach dem der Menschensohn urteilen wird. Vers 35 sagt er zu den Gerechten: „Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen.“ Ein größeres Gewicht kann man der Aufnahme der Fremden nicht geben. Gleichzeitig ist es aber auch nötig, ganz nüchtern wahrzunehmen, wenn die Fremden noch mehr werden, besteht auch die Gefahr, dass die Stimmung kippt. Die Pegida-Demonstrationen zeigen uns, wie angeheizt die

Stimmung ist. Und auch viele, die nicht demonstrieren, haben große Vorbehalte. Umso wichtiger sind deshalb gute Informationen und eine objektive, ehrliche Beurteilung der Lage. Angst und Unkenntnis sind immer schlechte Berater.

Die Ereignisse der vergangenen Wochen, angefangen mit den Demonstrationen von Pegida in Dresden und den entsprechenden Gegendemonstrationen bis hin zu den schrecklichen Terroranschlägen in Paris, haben im Übrigen ein weiteres Thema nach oben befördert, das mit der Flüchtlingsthematik verbunden ist: nämlich unsere Sicht des Islam.

Die Welt ist für viele Menschen unübersichtlich geworden. Die Medien bringen eine Schreckensmeldung nach der anderen. Terroranschläge, Selbstmordattentate, Hinrichtungen – das steht in Verbindung mit radikalen Islamisten. In dieser Diskussion braucht es Differenzierungsvermögen und innere Stabilität, um sich nicht von der Angst hinreißen zu lassen. Angst macht hilflos und aggressiv. Sie verstellt den klaren Blick auf die Welt. „Gefühlt“ sind es bei vielen Menschen vor allem Muslime, die zu uns kommen. Nach der neuesten Umfrage der Bertelsmann Stiftung empfinden 57% der nicht-muslimischen Bürger den Islam als Bedrohung. Bei derzeit insgesamt nur etwa 5 % Muslimen in Deutschland droht jedoch sicher keine Islamisierung unseres Landes. Außerdem ist interessant, dass die Zahl der Christen (vor allem Katholiken und Orthodoxe) unter den Flüchtlingen viel größer ist als die Zahl der Muslime. Das gilt

sowohl für Deutschland als auch für die gesamte EU. Wie dem auch sei. Für uns gilt es an dieser Stelle festzuhalten:

1. Asylsuchende, die zu uns kommen, sind zuallererst Menschen in Not, egal welcher Religionszugehörigkeit. Und wir sind gefordert, zu überlegen, wie wir ihnen angemessen helfen können.
2. Unabhängig davon, wissen wir sicher zu wenig über eine wichtige Nachbarreligion, nämlich den Islam. Unwissenheit ist aber der beste Nährboden für Ängste und Befürchtungen aller Art. Ich denke, es ist dringend erforderlich, hier aufeinander zuzugehen, um sich überhaupt einmal im Alltag kennenzulernen. Als

Christen brauchen wir keine Berührungsängste haben. Wir wissen doch, was wir glauben und können das auch vertreten und leben! Viele, die solche Ängste schüren, wissen selber nicht, was sie glauben. Es braucht Einladung zu persönlichen Begegnungen. Wer miteinander arbeitet, singt, tanzt und Sport treibt, der verliert die Scheu voreinander. Wenn man das Essen teilt, ist keine Zeit für dumpfes Denken. Die Sinne müssen mitspielen, wenn Integration gelingen soll. Wichtig ist es immer, im Fremden, im Angehörigen der anderen Religion, den konkreten Menschen zu sehen und ihn schätzen zu lernen. Schon das ist ein entscheidender Beitrag für ein gutes und friedliches Miteinander.

Herzlich Willkommen!

Zum Titelbild und zur letzten Seite

Kelch und Brot – Zeichen von gestern und heute. Zeichen für das Willkommen und für das Teilhaben. Das Brot verwenden wir auch heute noch gerne, um Menschen willkommen zu heißen, ihnen ein gutes Leben in unserer Mitte zu wünschen.

Mit dem Kelch auf dem Bild hat es eine besondere Bewandnis. Denn er ist für uns ein Zeichen, dass die Aufgenommenen nicht nur nehmen, sondern aus Dankbarkeit der Gemeinschaft etwas schenken.

So war es in unserer Gegend vor 356 Jahren, als die österreichischen Glaubensflüchtlinge schon nach kurzer Zeit ein fester Teil der verarmten, durch Krieg, Pest und Hungersnot ausgemergelten fränkischen Bevölkerung geworden waren. Aus Dankbarkeit stifteten sie den von Meister Mühl in Nürnberg gefertigten Kelch. Ob wir uns eine Vorstellung machen können, was für ein finanzieller Kraftakt das für sie war?

Es sollte nicht die einzige gute Tat bleiben, die die Einwanderer als Einheimische in unserer Gegend taten. Eine

Armenstiftung der Familie Rogner (siehe Seite 6) gehört dazu, wie die Erbstiftungen von Maria Hirsch (geb. Altreuther) für die Feuchtwanger Orgel und von Lina Altreuther für einen neuen Altar in Leutershausen (siehe letzte Seite). Gutes Tun zieht – wie wir sehen – alsbald gute Taten nach sich, das braucht nicht in klingender Münze zu sein.



Freundlichkeit und Beistand sind viel wert!

Wir haben also in unseren eigenen Vorfahren und in unseren eigenen Geschichten reichliche Erfahrungen für eine Kultur des Willkommen.

Darum auch das vielsprachige Willkommen auf der Titelseite dieses Sonderheftes. Kennen Sie die Sprachen, die dort zu lesen sind? Auch ich kann sie nicht alle. Es ist spanisch, arabisch, russisch, ukrainisch, persisch, amharisch (Äthiopien), tigrigya (Eritrea), portugiesisch, albanisch, koreanisch und thailändisch. Allesamt Sprachen, die Menschen sprechen, die unter uns leben. Wenn Sie einmal nachhören wollen, wie das klingt, schauen Sie doch auf unsere Internetseite: www.dekanat-leutershausen.de/willkommen

Dort finden Sie auch die Adressen und Ansprechpartner der Kreise, die sich jetzt um Asylbewerber und Flüchtlinge kümmern (im Heft Seite 15).

Dekan Rainer Horn



Wenn die **Heimat** plötzlich **jenseits der Grenze** liegt **Glaubensflüchtlinge aus Österreich**

Stellen Sie sich vor, Sie verreisen und unternehmen eine Schiff-Fahrt auf der Donau von Passau nach Wien. Beim Landgang in Linz fällt Ihnen ein „Telefonbuch für Oberösterreich“ in die Hand. Sie studieren die Familiennamen und treffen auf alte Bekannte, z.B.: Altreuter, Daubinger, Heubeck, Kernstock, Neefischer, Rosenbauer, Sindel oder Westernacher.

300 km Luftlinie liegen zwischen Linz und Leutershausen? Wieso haben die Leute hier die gleichen Familiennamen? Des Rätsels Lösung: unsere typischen Nachnamen auf der Frankenhöhe und im Altmühltal bewahren eine Erinnerung. Zwar wohnen diese ehemaligen Bauerngeschlechter schon gut 350 Jahre hier auf den Dörfern. Aber ihre „alte Heimat“ war einst in Österreich, im „Lande unter und ob der Enns“. Sie waren Untertanen der Habsburger-Kaiser und gehörten zum Bischof von Passau im Erzbistum Salzburg. Haus und Hof haben sie zwischen ca. 1632 und 1660 zurücklassen müssen und kamen als Fremde. Sie kamen tröpfchenweise, häufchenweise, in kleinen Trupps: lutherische Bekenntnisflüchtlinge, die österreichischen Exulanten.

Ein „Exul Christi“ ist ein „um Christi willen Vertriebener“

Der Name „Exulanten“ stammt vom lateinischen Ausdruck „Exul Christi“. Ein „Exul Christi“ ist ein „um Christi willen Vertriebener“, eine Person, die wegen ihrer besonderen Bindung an Jesus Christus des Landes verwiesen wurde. Ungefähr 1370 evangelische Exulanten haben sich im Bereich des heutigen Dekanates Leutershausen damals neu verwurzelt. Als neue Untertanen der Hohenzollern-Markgrafen und ihres landesherrlichen Kirchenregimentes kamen sie in ein spärlich besiedeltes Land. Die Greuel des Dreißigjährigen Krieges hatten so manches Dorf völlig entvölkert. Zwei Drittel aller Höfe waren in zwanzig Kriegsjahren verwüstet worden. Wessen Vorfahren von hier stammen, der kann ziemlich sicher sein: in meinen Adern fließt auch „Exulantenblut“.

Während heute nur 4% der Oberösterreicher zur evangelischen Kirche zählen, waren es 1580 knapp 90 %. Verschuldet wurde die Auswanderung der Lutheraner durch den Ehrgeiz von Kaiser Ferdinand II., der als Rompilger feierlich gelobt hatte: „Lieber über eine Wüste herrschen, lieber Wasser und Brot genießen, lieber mit Weib und Kind betteln gehen, den Leib in Stücke hauen

lassen als die Ketzer dulden.“

Am 4. Oktober 1624 hatte der Kaiser befohlen: binnen einer Woche haben sämtliche evangelischen Prediger und Lehrer das Land zu verlassen. Öffentliche Rückkehr zur Papstkirche oder auswandern, diese Alternative blieb bis Ostern 1626 den „normalen“ Untertanen. Die evangelischen Landadeligen hatten sich 1627 binnen einer Vierteljahresfrist zu entscheiden. Bergmann Joseph Schaitberger dichtete die Hymne der Salzburger Exulanten, mit deren Inhalt sich sicher auch die „Landler“ identifizierten:

„Ich bin ein armer Exulant,
also muß ich mich schreiben;
man tut mich aus dem Vaterland
um Gottes Wort vertreiben.
Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
es ist dir auch so gungen.
Jetzt soll ich dein Nachfolger sein,
mach's, Herr, nach dei'm Verlangen.“



Münze: 1686 im Salzburger Land geprägt und 1989 am Heckenacker in Leutershausen gefunden. Zeugnis der Wiederbesiedlung durch evangelische Glaubensflüchtlinge.



Mit etwas Spürsinn stößt man überall auf Segens-Spuren der lutherischen Flüchtlinge und ihrer Nachkommen.

Mit etwas Spürsinn stößt man überall auf Segens-Spuren der lutherischen Flüchtlinge und ihrer Nachkommen. Hingewiesen sei exemplarisch auf den Hofbaumeister Joh. David Steingruber (1702–1787), nach dem die Ansbacher Realschule benannt ist. Er prägte den typischen Baustil der evang. Pfarr- und Gotteshäuser in unserem Raum, charakteristisch sind z.B. die Pfarrhäuser in Lehrberg, Colmberg und Leutershausen, die Kirchen von Geslau, Buch am Wald, Ansbach-Eyb oder Weidenbach.

Pfarrer Ralf Dietsch, Colmberg



Der Grabstein der Familie Rogner dokumentiert die Zuwanderung der Familie aus der Hühlbolz-Mühle in Unterösterreich ins fränkische Eckartsweiler in der Folge der Vertreibung in den Jahren nach 1624.

Exulanten

Den Begriff „Exulanten“ findet man heute in der Presse nicht mehr. Doch Berichte über Glaubensflüchtlinge nahezu jeden Tag. Ein Beispiel unter vielen ist der Bericht über 10 Christen, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Nachzulesen unter: <http://goo.gl/IDvhgn>

Pressezeitat vom 9.1.15

Zehn Christen aus Mossul vertrieben: sie wollten sich nicht zum Islam bekehren

Kirkuk (Fides) – Die dschihadistischen Milizen des so genannten Islamischen Kalifats haben zehn ältere Mitglieder der chaldäischen und syrisch-katholischen Glaubensgemeinschaft aus Mossul vertrieben, die aus den Dörfern der Ninive-Ebene geflohen waren und in Mossul Zuflucht gesucht hatten. Zu der Vertreibung kam es, nachdem die Senioren sich geweigert hatten, sich zum Islam zu bekehren. Am Mittwoch, den 7. Januar wurden die christlichen Gläubigen, von denen einige unter ernststen gesundheitlichen Problemen leiden, in Kirkuk aufgenommen, nachdem sie zwei Tage zwischen den von den Milizen des Islamischen Staates besetzten Dörfern und der von den kurdischen Pesch-

mergakämpfern kontrollierten Region umhergeirrt waren.

„Sie haben uns aus unseren Häusern vertrieben und sie besetzt“, so Rachel, eine der Vertriebenen, „dann wurden wir in einer Massenunterkunft in Mossul untergebracht, wo uns einige muslimische Familien mit Lebensmitteln und anderen Hilfsgütern versorgten. Irgendwann sagten Vertreter des Kalifats, dass wir nur hier bleiben könnten, wenn wir uns zum Islam bekehrten. Doch wie hätte ich, die ich stets den Leib Christi empfangen hatte und zur heiligen Barbara betete, darauf verzichten können? Deshalb habe ich gesagt: ich kann das nicht. So wurde ich weg geschickt“.

Flucht und Flüchtlinge in der Bibel

Liest man die Bibel vor dem Hintergrund der aktuellen Flüchtlingsdiskussionen, erschließt sich von Neuem die Aktualität und Zeitlosigkeit der biblischen Überlieferung. Die Bibel ist ein Buch voller Fluchtgeschichten: sie erzählt unentwegt davon, dass Menschen sich auf die Suche nach dem gelobten Land machen, aus ihrer Heimat vertrieben werden, sich in Sicherheit bringen müssen oder in fremde Länder verschleppt werden.

Bereits die erste Geschichte, die über Menschen in der Bibel erzählt wird, endet mit dem Verlust der Heimat: Adam und Eva halten sich nicht an die Regeln, die Gott ihnen für das Leben im Paradies gegeben hatte. Die Schlange verführt sie, vom Baum der Erkenntnis zu essen. Diese Abkehr von Gott hat die Vertreibung aus dem Paradies zur Folge. „Und Gott trieb den Menschen hinaus aus dem Garten Eden...“

Einem Sohn Adams und Evas erging es kaum besser. Von Neid zerfressen erschlägt er seinen Bruder Abel. Seine Tat bleibt nicht unentdeckt. Gott stellt ihn zur Rede und spricht über ihn sein Urteil: „Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden!“ Das Buch Genesis schreibt, dass Kain fortan im „Lande Nod“ wohnt. Dieses Land kann heute nicht mehr lokalisiert werden. Vermutlich ist der Landesname allerdings auch eher symbolisch zu verstehen: die hebräische Wurzel „Nod“ bedeutet „auf der Wandschaft sein“.

Genesis: Gestrandet – weit weg von der Heimat

Nur zwei Kapitel später werden Noah und seine Familie zur Flucht gezwungen. Die Sintflut, eine Naturkatastrophe unvorstellbaren Ausmaßes, vertreibt sie aus der angestammten Heimat. Um sich und die Seinen zu retten, besteigt Noah die Arche, die er vorher auf Gottes Anweisung hin gebaut hat. Am Berg Ararat soll das Schiff gestrandet sein – weit weg von der ursprünglichen Heimat.

Eine der berühmtesten Migrationsgeschichten der Bibel ist die Geschichte von Abraham. Gott fordert ihn auf: „Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“ Abraham macht sich auf den Weg, weil Gott ihm im neuen Land eine bessere Zukunft verheißt. „Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du

sollst ein Segen sein.“ Heute würden manche Abraham wohl als den ersten Wirtschaftsflüchtling bezeichnen.

Wirtschaftsflüchtling Abraham

Ganz andere Gründe bewegen Abrahams Neffen Lot zur Flucht aus Sodom, wo er sich niedergelassen hatte. Sodom wird dem Erdboden gleich gemacht, Schwefel und Feuer regnen hernieder – die Bilder der Bibel erinnern mich unweigerlich an die Berichte der flächendeckenden Bombardierung vieler Städte im Zweiten Weltkrieg und heute. Einige Engel bringen Lot samt seiner Familie aus der Stadt heraus und sagen ihm: „Rette dein Leben und sieh nicht hinter dich, bleib auch nicht stehen in dieser ganzen Gegend.“

Dramatisch werden die seelischen Belastungen beschrieben, die dieses traumatische Erlebnis verursacht: „Lots Frau sah hinter sich und erstarrte zur Salzsäule.“ Von diesem Zeitpunkt setzt Lot seine Flucht alleine mit seinen beiden Töchtern fort.

Aufgrund familiärer Zwistigkeiten entscheidet sich Jakob nur wenige Kapitel später zur Flucht vor seinem Bruder Esau. Durch eine List hatte er sich als Zweitgeborener die Rechte seines erstgeborenen Bruders Esau ergaunert. Der schwört Rache und gelobt den Bruder umzubringen. Jakob flieht vor dem Zorn des Esau und rettet dadurch sein Leben.

Auch bei Jakobs Kindern herrscht innerhalb der Familie nicht eitel Sonnenschein. Neid und Missgunst gegenüber dem Lieblingssohn Josef bringen die älteren Geschwister dazu, ihren Bruder abzuschieben. Kurzerhand verkaufen sie ihn in die Sklaverei nach Ägypten. Als einige Jahre später eine Hungersnot in ihrer Heimat ausbricht, organisieren sie aus Ägypten eine Hilfslieferung mit Nahrung. Kurz danach versöhnt sich Josef mit seinen Brüdern, so dass die gesamte Familie ins reiche Ägypten auswandert.

Mose: Massenflucht

Von einer wahren Massenflucht berichtet das zweite Buch Mose – eine Massenflucht, die das Selbstbewusstsein und das Glaubensverständnis des Volkes Israel bis heute prägt. Wir bezeichnen dieses Ereignis üblicherweise als „Auszug aus Ägypten“. Die Erzählung beschreibt die Befreiung aus Unterdrückung und Sklaverei. Die



Altarbild von Albrecht-Dürer (1494/97) „Die Flucht nach Ägypten“ (Alten Pinakothek München) Abbildungslizenz: Gemeinfrei

nach zu sterben. Ein Engel begegnet ihm, versorgt ihn mit Brot und Wasser, so dass Elia nicht nur körperlich wieder zu Kräften kommt und seinen Weg weitergehen kann.

Die berühmteste Fluchtgeschichte des Neuen Testaments ist die Erzählung des Matthäus von der Flucht der heiligen Familie nach Ägypten: in einer Nacht- und Nebelaktion muss Josef seine Familie vor der Verfolgung des Herodes in Sicherheit bringen. Matthäus erzählt, dass Josef ursprünglich aus Bethlehem stammt. Nun muss er alles zurücklassen, Abschied nehmen von seiner bisherigen Existenz. Er wird nie mehr nach Bethlehem zurückkehren. Jahre später, als die Gefahr gebannt ist, wird er sich in Nazareth niederlassen und dort von Neuem beginnen.

Neues Testament: keine Rückkehr in die Heimat möglich

Es ließen sich noch viele Geschichten der Bibel nennen, in denen Menschen vertrieben werden und sich in einem fernen Land eine neue Existenz aufbauen müssen. Ein Streifzug durch die Bibel macht auf jeden Fall deutlich: Flucht ist ein Urphänomen der Menschheitsgeschichte und nicht erst ein Phänomen unserer Zeit. Menschen mussten und müssen aus ganz unterschiedlichen Gründen fliehen: weil sie in ihrer Heimat verfolgt werden oder um ihr Leben fürchten, weil Hunger und wirtschaftliche Not sie antreibt oder Naturkatastrophen sie dazu zwingen, ihre alte Heimat zu verlassen.

Viele biblische Erzählungen berichten darüber hinaus von der Hilfe, die Menschen auf der Flucht erfahren, so dass sie in aller Entwurzelung wieder eine neue Heimat finden: durch die Hilfe Gottes, durch das Eingreifen eines Engels oder durch die Liebe anderer Menschen – so konnten Menschen wieder Hoffnung schöpfen, neue Perspektiven entwickeln und ihr Leben in der Fremde wieder in die Hand nehmen.

Christoph Schieder

ägyptischen Machthaber schnüren dem Volk der Hebräer durch immer höhere Anforderungen bei immer geringerem Lohn die Kehle zu. Ein menschenwürdiges Leben ist nicht mehr möglich. Das ist die Ursache für den Aufstand der Sklaven für die Freiheit. Durch Gottes Hilfe und unter Führung des Mose machen sie sich auf die Suche nach einem Land, in dem „Milch und Honig fließen“.

Eine Hungersnot treibt Noomi mit ihrem Mann Elimelech und den beiden Söhnen aus Bethlehem fort ins Land der Moabiter. Nachdem Ehemann und Söhne in der Fremde verstorben sind, zieht sie mit ihrer Schwiegertochter Rut wieder zurück in ihr Heimatland Juda. Bettelarm kehrt sie zurück und weiß nicht, wo sie mit Rut unterkommen soll. Boas nimmt sich der beiden Flüchtlingsfrauen an. Am Ende heiratet er Rut, obwohl sie dem Volk Moab angehört, und setzt damit auch ein Zeichen der gegenseitigen Annahme und Toleranz.

Elia flieht vor der Wut seines Königs Ahab und seiner Frau Isebel in die Wüste. Völlig entkräftet bricht er unter einem Wacholderstrauch zusammen und sehnt sich da-

Vor der hohen Brücke Christlich geteilt

Inge Wagner erzählt

Die Russen und die Front waren vielleicht 8 km von uns entfernt. Wir haben die Einschläge gehört und das Pfeifen der Stalinorgeln und die Brandbomben sahen wir in der Ferne leuchten. Am 8. Februar 1945 haben wir uns auf den Weg gemacht.

Ich war 11 damals und knappe 9 Monate später, am Tag vor meinem 12. Geburtstag, bin ich in Leutershausen angekommen. Bei der Anmeldung am nächsten Tag hat Hubers Gerch, der unsere Personalien aufgenommen hat, gesagt: „Madel, du hast fei heut Geburtstag.“ Und meine Mutter stand neben mir und erschrak: „Ach, das haben wir ganz vergessen. Wir sind jetzt eine ganze Woche ununterbrochen unterwegs von Österreich vom Kreis Steyr bis nach Leutershausen.“

Meine Mutter war 32, als sie mit uns fünf Kindern geflohen ist.



Wo der Vater damals war, wussten wir nicht. Später haben wir erfahren, dass er schon im Lazarett in Hof war. Weil er aber nicht wusste, dass wir die Heimat schon verlassen hatten, ist er schwarz über die Grenzen wieder zurück in die Heimat nach Heidersdorf, im Kreis Reichenbach, im Eulengebirge; Regierungsbezirk Breslau in Schlesien. Etwa 8 km entfernt konnten wir den Zopten sehen.

Die erste Station unserer Flucht war Steinseifersdorf. Dort wurden wir in einem Sanatorium untergebracht. Wir hatten Glück, weil wir auf der Fahrt dorthin keinen Tieffliegerangriff hatten. Fünf Familien waren wie die Heringe auf einem kleinen Tempo (dreirädriger Transporter) zusammengezwängt. Nur ab und zu mussten wir warten. Wir konnten ja nur Nebenstraßen nutzen.

Die vielen Kühe am Weg sind mir noch in Erinnerung. Die waren aus den Ställen getrieben worden und standen knietief im Schnee und brüllten, weil sie niemand melkte. In dem Sanatorium blieben wir etwa eine Woche, bis die Soldaten uns in aller Frühe rausgeworfen haben. Erst sollte die Flucht weiter gehen, aber wir sind dann noch einmal für 10 Tage in einem Forsthaus untergekommen. Soldaten haben uns weiter mitgenommen bis ins Glazer Bergland. Dort haben sie uns ausgeladen und stehen lassen: „Schaut, dass ihr irgendwo unterkommt!“

Ich weiß noch: Die Leute haben uns hinter ihren Vorhängen misstrauisch beäugt. Aber keiner ist auf uns zugekommen. Unsere Mutter hat mit dem Kleinen auf dem Arm eine Unterkunft gesucht.

Am Abend hat eine Frau ihren Laden abgeschlossen und meine Mutter gefragt: „Jetzt suchen sie wohl immer noch?“ – „Ja, wir haben nirgends eine Unterkunft gefunden.“ „Kommen Sie zu uns. Wir haben über dem Laden eine kleine Stube. Da passt ihr rein.“ Unser kleinster Bruder, der Paul, ist dort 1 Jahr alt geworden. Er war dann auch gleich der Liebling von den zwei Frauen dort. Wir blieben bis zum 3. März.

Dann hieß es: Die Flüchtlinge müssen alle weiter. Die Russen kommen immer näher. Wir sind, weil das tschechische Iglau schon überfüllt war, aufs geradewohl weitergefahren.

Unterwegs zwischen Budweis und Prag stürzte ein Kind aus dem Zug. Das war ein Schrecken. Meine Schwester, damals war sie 15, hat es gesehen und ist gleich raus gehüpft. Aber der Zug fuhr weiter. Meine Mutter ist fast verrückt geworden. Jetzt war die Herta auch nicht mehr da.

In Prag mussten wir warten, weil ein Fliegerangriff angekündigt war. Da kam dann meine Schwester wieder zu uns. Meine Mutter wusste sich gar nicht zu helfen. Sie hat ihr gleich eine Schelle gegeben, dass sie bis Österreich nichts mehr gesagt hat.

Von der Fahrt und der schönen Gegend haben wir vor Hunger nichts gesehen. In Österreich sind wir dann in Steyr aufgeteilt worden.

Die Frau, bei der wir gewohnt haben, die hatte nur zwei Kühe und sie musste uns auch immer ein wenig Milch abgeben. Wir hatten immerzu Hunger, weil es so wenig Brot gab.

Am 20. Oktober sind wir rausgeschmissen worden. Es hieß: Die Reichsdeutschen müssen sich sammeln. Wir durften nur Handgepäck mitnehmen. Unseren Handwagen und das Fahrrad haben wir deshalb in Lebensmittel getauscht.

Die Abfahrt war auch aufregend. Wir hatten alle einen Rucksack, den uns die Mutter genäht hatte. In dem war das Nötigste für jeden von uns. Ich musste auf den Paulchen im Kinderwagen aufpassen. Und jeder von uns musste darauf achten, dass wir nicht auseinandergerissen wurden.

Einer, von denen, die uns auf den hohen Militärlaster heben mussten, wollte mir den Rucksack abnehmen und ein anderer den Kinderwagen. Da hab ich so sehr zu schreien angefangen, weil ich dachte: die wollen mir den Kleinen wegnehmen. Und dann haben sie mich mitsamt dem Wagen gepackt und direkt raufgeworfen.

Unser Koffer stand noch auf dem Bahnsteig. Die Mama hat den Leuten dort immer die Adresse auf dem Koffer

gezeigt und ihnen Zigaretten gegeben, die sie gesammelt hatte. Als dann das Auto losfuhr, haben sie den Koffer noch schnell mit auf den Laster raufgeworfen. Die anderen Koffer blieben zurück. Die sollten nachkommen, aber es kam nichts.

In Linz sind wir dann in Viehwägen verladen worden. Es war sehr eng. Einen Tag standen wir da und bekamen nichts zu essen und nichts zu trinken. Erst gegen Abend ging es los. Wasser zu trinken und zum notdürftigen Reinigen der Windeln gab es unterwegs nur an der Lok, wenn es mal einen Halt gab. Über Salzburg sind wir dann bis Ansbach durchgefahren. Auf dem Weg sind immer wieder einmal Anhänger abgehängt worden.

Über Nürnberg und Ansbach sind wir nach Wiedersbach gekommen. Wir waren in unserem Anhänger noch 5 - 7 Familien. Wir wurden nach Aurach, Tiefenthal, Wiedersbach, Leutershausen, Clonsbach, Winden und Gastenfelden verteilt.

Damals hat uns der Moll Michel mit seinem Pritschenwagen abgeholt. Einer hat damals gesagt: Oh, da gibt's Straßenlampen, das ist ein größerer Ort. Im Rathaus haben wir unser Gepäck abgelegt. Es hieß, das wird dann morgen erledigt. Beim Schiller (jetzt Neue Post) gab es etwas zu essen.

Wir sind in der Krone untergebracht worden. Der Wirt hat geschimpft: „Wieder Flüchtlinge!“ Der war ganz außer sich. Wir waren die vierte Familie, die bei ihm einquartiert wurde.



Die Leute hier haben viel mit uns geteilt. Selbst das wenige, dass sie besaßen. Vor der Konfirmation waren wir drei Mädchen einmal in der Woche zum Hamstern unterwegs. Die Mutter von

Rosa Ettmeyer (verh. Tormann) kam über ihren Mann, der in der Untreumühle gearbeitet hat, an Mehl und Maisgrieß. Das hat sie immer unter den Flüchtlingen aufgeteilt. Die hat sich auch überlegt, wo sie uns hinschicken kann, wo wir was bekommen. Die Frau Hammerder hat mir immer ein Fahrrad geborgt - von denen, die bei ihnen zur Reparatur abgegeben worden waren.

Wir sind bis Binzwangen gefahren und haben die ganze Gegend abgeklappert. Manche haben nicht aufgemacht, da hat ein Hund gebellt - dann haben wir uns nicht hingetraut. Aber die, die aufgemacht haben, die haben uns meistens was gegeben. Da haben wir immer die Inge Thoma vorgeschickt. Ihr Vater war Zahnarzt und den haben die Leute gekannt.

Wir haben immer gesagt: Wir gehen zur Konfirmation und auf die Marken gibt es halt nicht viel. Ob wir nicht ein paar Eier haben könnten oder ein Mehl oder ein bisschen Fett. Natürlich haben die uns gefragt: Wo kommt ihr denn her? Dann haben wir bei den anderen schon immer gesagt: Wir kommen von Leutershausen. Wir haben Konfirmation. Ob sie uns denn etwas verkaufen täten. Meistens haben sie es uns geschenkt. Wir hätten ihnen schon 50 Pfennig gezahlt.

Es war ja vor der Währung, da hat man für das Geld ja nichts gekriegt.

Ich war immer ein bisschen hinten. Denn wir waren ja Flüchtlinge und mit Flüchtlingen waren sie immer ein bisschen überfüttert. Ich bin halt mitgefahren. Aber am Ende haben wir vor der hohen Brücke christlich geteilt. Und da hat jeder meistens drei vier Eier gehabt und ein Tütchen Mehl und ein paar Esslöffel voll Fett auch. Und an der Konfirmation konnte man dann schon auch was backen. Wir konnten dann auch selbst einen Konfirmationskaffee machen.

Mit dem Konfirmationskleid, das war auch so eine Sache. Wir haben einfach nichts in Schwarz auftreiben können. Das Kleid meiner großen Schwester war in Österreich für Essen eingetauscht worden.

Von Frau Hessenauer hatten wir das Taschentuch für's Gesangbuch, Sträußchen und Kränzchen geliehen. Aber kein Kleid...

Schließlich hat Frau Hammerder gesagt: Sisel, du bleibst morgen daheim und die Inge zieht dein Kleid an. Ihre Tochter hätte als Konfirmandin des Vorgängerjahrgangs mit einziehen müssen, so war es damals üblich.

Am Abend um halb neun kam die Frau Dekan Blendinger und sagt: „Frau Berndt, ich hab in einem Care-Paket das schwarze Kleid entdeckt. Es ist natürlich zu groß.“

Ach, dann hat sich meine Mutter hingehockt, hat es in der Nacht umgearbeitet und es hat dann prima gepasst. Eine Dose Fleisch hat Frau Blendinger auch gebracht. Die haben alle bekommen, denen es schlecht ging, damit wir feiern können.



Mein Vater war ein Flüchtling

Auf der Suche nach einer neuen Heimat

Mein Vater, Fritz Metschl, katholisch, stammte aus dem Sudetenland und gehörte der Generation an, die den ganzen Weltkrieg mitmachen musste. Anfang der 50er Jahre floh er aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Westdeutschland.

In seine Heimat, das Sudetenland, konnte er nicht zurück. Auf der erfolglosen Suche nach seinen Verwandten verschlug es ihn nach München. Dort arbeitete er einige Zeit bei den Amerikanern als Koch. Schließlich wanderte er mit Freunden nach Kanada aus. Doch er hatte Heimweh und eines Tages erhielt er endlich eine Nachricht vom Suchdienst des Roten Kreuzes. Man hatte seine Schwester, die ihn aufgezogen hatte, in Fürth ausfindig gemacht. Er kehrte daraufhin nach Deutschland zurück und fand Arbeit als kaufmännischer Angestellter bei der Firma Quelle.

Bald lernte Fritz Metschl dort meine Mutter kennen. Nach der Heirat kam 1958 Sohn Jürgen auf die Welt und die kleine Familie zog in die Wohnung seiner Schwester, die selbst in Puschendorf ein Haus baute.

Mein Vater war ein Flüchtling, der sich integrieren wollte.

Er ging nicht zu den Treffen der Sudetendeutschen Landsmannschaft, denn diese Leute waren ihm zu rückwärts-gewandt. Er selbst stieg bei der Firma Quelle durch seinen Fleiß bis zum Abteilungsleiter auf. Leider verstarb er sehr früh, 1972 mit 51 Jahren.



Mein Vater war ein Flüchtling, der sich integrieren wollte.

Noch eine Anekdote zum Schluss: Als ich 1988 die Zulassung zum 1. theologischen Examen beantragte, musste ich die deutsche Staatsangehörigkeit nachweisen. Da mein Vater bei der Flucht aus russischer Kriegsgefangenschaft keine Papiere mitnahm, wurde ich für ca. 6 Wochen als „staatenlos“ eingestuft. Natürlich erhielt ich danach den entsprechenden Nachweis, da ich ja in Deutschland geboren bin.

Pfarrer Jürgen Metschl, Oberdachstetten

Fluchtgeschichten – bis heute unvergessen

Als der 2. Weltkrieg endlich aus war, standen Millionen von Menschen buchstäblich auf der Straße. Ganz besonders galt das für jene, die damals alles, ja selbst ihre Heimat verloren hatten: Menschen aus dem Osten, aus dem Sudetenland, aus Schlesien, aus Ungarn, aus Ostpreußen und anderen Gebieten. Wohin sollten sie gehen? Wohin mit der Familie, den alten Eltern, den Kindern? Flüchtlingslager erwarteten sie, eine Baracke an der anderen, randvoll mit verzweiferten Menschen. Die Geflohenen wurden von dort aus in alle Richtungen verteilt. Wo sie ankamen, erfuhren sie oft große und bewegendende Hilfe von Menschen, denen es zumeist ja selbst nicht gut ging. Und oft genug gelang etwas Wunderbares: Man teilte Not und Brot und Freud und Leid.

Jetzt ist täglich wieder so viel über Menschen zu hö-

ren, die unschuldig und voller Angst um ihr nacktes Leben auf der Flucht vor Terror und Verfolgung sind. Da kommen wie von selbst so manche eigene, schreckliche Erfahrungen aus jener Zeit wieder nach oben. Viele der Älteren und Alten erzählen nun erneut davon, von erlittener, unsäglicher Not – aber auch und immer wieder von Menschen, die ihnen, den damals heimatlos Gewordenen, selbstlos und hingebungsvoll halfen. Gott sei Dank leben wir in einem Land, dem es heute außerordentlich gut geht. Wir haben viele Möglichkeiten zu helfen. Aber es ist gut und wichtig, dass die „Alten“ sich erinnern und den Jüngeren davon erzählen. Denn Erinnerung ist ein gutes Mittel gegen Gleichgültigkeit. Sie weckt Betroffenheit. Und sie hilft beim Helfen.

Pfarrer Rainer Schulz

Auf der Flucht Zuhause angekommen

Manfred Mohr im Gespräch mit Klement Nasto

Klement, du bist mit deiner Familie ein gutes Beispiel für gelungene Integration. Du bist 1992 im April zu uns nach Leutershausen gekommen. Jetzt wohnst du in Ansbach mit Frau und Kind in einer eigenen Wohnung.

Von Tirana nach Ansbach

Ich kam im Juli 1990 mit einem Sonderzug über Italien mit 600 anderen Botschaftsflüchtlings aus der Deutschen Botschaft in Tirana in Regensburg an. Über Neustadt Aisch kam ich nach Wassertrüdingen. Dort hatte ich Arbeit, war aber sehr deprimiert und einsam. In dieser Lage begegneten mir zum ersten Mal Deutsche ganz privat. Zeugen Jehovas besuchten mich. Sie waren sehr nett und erzählten mir von Gott und schenkten mir einen albanischen Wachturm. Ich las ihn sehr interessiert. Endlich erfuhr ich etwas über Gott. Schon als Kind fragte ich meine Mutter bei einer Beerdigung: „Was kommt nach dem Tod?“ „Das gleiche wie vor deiner Geburt: nichts!“ war ihre Antwort. Weil ich nach 10 Monaten durch ein Missverständnis meine Arbeitsstelle verlor, fuhr ich nach Ansbach, um eine neue Arbeit zu finden. Mangels Geld schlief ich auf dem Bahnhof in abgestellten Güterwagons. Dann bekam ich eine Übernachtungsmöglichkeit bei einem Landsmann im Asylbewerberheim. Nachts schlief ich auf dem Boden, tagsüber konnte ich das Zimmer nutzen, während er in der Gastronomie arbeitete. Unmittelbar neben der Unterkunft war eine Schrottfirma, dort fand ich Arbeit.

Ein kleines Buch...

Auf seinem Bett lag ein kleines Buch. Es war das Neue Testament auf albanisch. Ich fing an zu lesen und stieß auf die Bergpredigt in Matthäus 5. Das hat mich stark berührt. Es war für mich, als würde Jesus direkt zu mir sprechen. Nach einer Weile versperre ich die Türe, zog die Vorhänge zu, niemand sollte mich sehen. Dann fiel ich auf die Knie und schrie zu Gott: „Bitte, hilf mir, hole mich heraus aus diesem Loch. Gib mir eine Wohnung!“ Ich fühlte mich sehr gut. Beim Verlassen des Zimmers spürte ich Zweifel: „Es ändert sich ja doch nichts!“

Wohnungssuche

Auf dem Weg zum Treppenhaus traf ich eine freundliche Frau. Obwohl ich sie nicht kannte, fragte ich sie, ob sie mir sagen könnte, wo ich eine günstige Wohnung bekommen kann. „Du musst ins Bauamt“. Sofort ging ich los. Dort angekommen wurde ich abgewiesen. Als die Frau am Empfang merkte, dass sie mich nicht los wurde, meinte sie: „Warten sie, ich weiß wer ihnen vielleicht

helfen kann.“

Den Rest kenne ich, Klement. Unsere Empfangsdame, Frau Büttner, hat mich aus der Kaffeepause geholt. Ich wollte dich auch abfertigen, weil das nicht mein Job war. Aber du gabst nicht auf. So versprach ich, am Nachmittag auf deiner Arbeitsstelle vorbei zu schauen. Ich fand dich, in der Schrottfirma in einem dreckigen Overall Blech pressen. Ich hatte Mitleid. Gott sei Dank hatte ich vorher schon meine Frau angerufen und ihr gesagt, dass ich heute vielleicht einen Gast zum Abendessen oder Übernachten mitbringe. Kannst du dich noch an unsere Fahrt nach Leutershausen erinnern?

Nicht mehr genau.

Nach dem kurzen Kennenlernen fragtest du ganz direkt: „Kennst du Gott?“ Ich war verblüfft. So etwas passiert nicht alle Tage. „Ja, ich kenne ihn“, antwortete ich. Dann sagtest du: „Kannst du mir von ihm erzählen?“ Das tat ich gerne, wir bekamen dazu viel Gelegenheit, denn bereits zwei Tage später bist du bei uns eingezogen und es begann ein gemeinsamer Weg, eine Freundschaft, die bis heute hält.

Eine neue Familie

Die Aufnahme bei Euch war sehr herzlich. Ich fühlte mich wie ein Kind, das schon immer zur Familie gehört. Ich wurde ein Teil der Familie. Gabi war wie eine Mama zu mir, sie hat mir mit viel Geduld geholfen und so Vieles für mich getan. Tobias lud mich in sein Zimmer zum Musikhören ein. Dorina erzählte witzige Geschichten aus der Schule. Mit Micha habe ich in meiner Wohnung „ätschn“ gemacht. Das machte viel Spaß. Du hast mir eine Arbeitsstelle vermittelt. Von dir bekam ich meine erste Albanische Bibel. Ich las sehr viel. Ihr habt mich auf den Weg zum Glauben

geführt. Meine Leere wurde gefüllt, ich erlebte Gemeinschaft, ich wurde von euch nicht nur aufgenommen, sondern angenommen.

Im CVJM und in der Kirchengemeinde fand ich in kurzer Zeit viele Freunde. Ich arbeitete in der Jungschar mit, später auch im Jugendtreff.

Am 18. Juli 1993 wurde ich im Hauptgottesdienst in St. Peter getauft. Das war für mich das Ende einer langen Suche. Ich bin angekommen, in der Familie Gottes. Mein Taufspruch steht in Jesaja 43, 1: „Fürchte dich nicht ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen du bist mein.“

Ich weiß jetzt ganz sicher: Durch Jesus bin ich Gottes Kind und Erbe des Ewigen Lebens. Ich habe ganz viele Geschwister. Dafür bin ich dankbar.

Danke Klement, du bist für uns ein Geschenk. Deine Geschichte ist für uns eine große Ermutigung.



Sprachbarrieren überwinden

Oder: ein Arabisch-Lexikon mitten in Franken

Geslau – Es ist wie in der Weihnachtsgeschichte: syrische Familien sind auf der Flucht und suchen in Deutschland eine Herberge. Seit November werden syrische Flüchtlinge in Bayern auch auf kleine Gemeinden verteilt. Dabei stehen gerade die kleinen Kommunen vor großen Herausforderungen. Ins mittelfränkische Geslau kamen schon 2013 drei Flüchtlingsfamilien – seitdem wird in diesem Dorf erfolgreich integriert.

In Geslau ist ein Buch in der Vergangenheit sehr wichtig geworden: ein bebildertes Arabisch-Lexikon. Auch das Pfarrersehepaar Claudia und Christoph Schieder aus dem kleinen Dorf bei Rothenburg ob der Tauber hat schon ein paar Brocken arabisch gelernt – als Willkommenszeichen gegenüber den Flüchtlingen. Diese mussten zuerst einen Kulturschock überwinden, denn die drei Familien kommen alle aus dem Raum Damaskus mit 2,8 Millionen Menschen in das überschaubare 1.400 Seelen-Dorf Geslau. Misthaufen vor der Tür inklusive. Doch schon bald ist ihnen auch klar, dass sie auf so einem kleinen Dorf schneller und besser Anschluss finden, als in einer großen Stadt, wo es leicht zu einer Ghettoisierung kommt. Auch die Schieders haben mit der Integration auf dem Dorf nur positive Erfahrungen gemacht, denn so kommen die Dorfbewohner einmal mit anderen Kulturen in Kontakt und können Barrieren überwinden.

„All ham dulala – es kommt ein Bus“

Doch bei aller Euphorie: Es gibt es auch Probleme, vor allem mit dem quasi fehlenden öffentlichen Nahverkehr. „All ham dulala es kommt ein Bus“, was so viel heißt wie: Gottlob, es kommt ein Bus. Pro Tag und Richtung können die Syrer dies aber nur sieben Mal sagen. Öfter fährt der Überlandbus nicht. Um 8.00 Uhr bei einem wichtigen Termin im Aufnahmелager Zirndorf zu sein ist unmöglich. Der erste Bus verlässt das Dorf erst um 6:59. Dann ist man frühestens um 9:00 in Zirndorf. So ist die Hauptaufgabe der vielen Helfer der Fahrdienst: Nach Zirndorf, wenn es um Asylangelegenheiten geht oder zum Arzt und Einkauf nach Rothenburg. Insgesamt 10 Helfer haben schon weit über 3.000 Kilometer für die syrischen Familien zurückgelegt.

Der politischen Gemeinde war von Anfang an klar, dass sie bei der Integration der Flüchtlinge Hilfe benötigt und hat sofort die Kirchengemeinde mit ins Boot geholt. So hat sich Pfarrer Christoph Schieder Unterstützer gesucht



– und schnell 30 Helfer gefunden. „Ohne die ehrenamtlichen Helfer wäre diese Integration nicht möglich“, ist Schieder überzeugt. Jeder der Freiwilligen hilft im Rahmen seiner Möglichkeiten. „Ich hab mir gedacht, ich kann nicht nur von Leid und Elend der Welt klagen, ich muss auch etwas tun“, sagt Ruth Quendt. Die Lehrerin gibt Deutschkurse, denn bis die Flüchtlinge endlich einen Sprachkurs bekommen, kann es immerhin bis zu einem halben Jahr dauern. Dabei ist eine gute Verständigung ganz wichtig, denn elektronische Hilfsmittel, wie der Internet-Übersetzer, haben so ihre Schwächen. „Wir wollten ins Arabische übersetzen: Nehmen Sie die Tablette. Doch das Programm hat „die“ als das englische Wort für sterben erkannt und übersetzt: Wenn Sie die Tablette nehmen, sterben Sie“, erzählt Helga Ruhnnow

„Ohne die ehrenamtlichen Helfer wäre diese Integration nicht möglich.“

schmunzelnd. Heute wird alles gegenüberetzt, damit auch wirklich alles richtig bei den Flüchtlingen ankommt. Helga Ruhnnow hilft auch im Alltag, wenn den Flüchtlingen in Geslau die Decke auf den Kopf fällt. Dabei wurden schnell Gemeinsamkeiten festgestellt, nämlich Karten spielen. Und ganz nebenbei lernen die syrischen Familien dabei auch noch Deutsch. Hier liegt die große Integrationsstärke von Geslau: Es wird auf einfachen

Weiter auf der nächsten Seite unten



Bietet Brot den Flüchtigen

Denn sie fliehen vor dem Schwert, ja, vor dem bloßen Schwert, vor dem gespannten Bogen, vor der Gewalt des Kampfes.

Jesaja 21,14b.15

Leben gebraucht haben.

Ein Großteil der Flüchtigen, die heute nach Deutschland kommen, fliehen vor den Auswirkungen der kriegerischen Auseinandersetzungen in Syrien und dem Irak. Viele andere kommen aus Gebieten, in denen Christen verfolgt und zur Bekehrung zum Islam gezwungen werden. Und wieder andere kommen aus Ländern, deren Wirtschaft so schwach ist, dass nicht alle Bewohner genügend zum Leben haben. Können wir uns vorstellen wie es ist, wenn man Hunger hat, keine Decken, um sich zu wärmen, kein Dach über dem Kopf hat?

Gott unser aller Vater sorgt sich um Flüchtige, wie uns der Prophet Jesaja im Namen Gottes sagt: „Bietet Brot den Flüchtigen.“ Aber eben nicht nur Brot, sondern alles, was zum Leben notwendig ist. Sind wir dazu bereit? Haben wir nicht auch Angst, dass sie uns unseren Arbeitsplatz wegnehmen?

Gott sorgt sich auch um die Flüchtigen unserer Tage wie ein Vater und eine Mutter. Woher und aus welchen Gründen sie auch zu uns kommen, Gott spricht zu uns: „Bietet Brot den Flüchtigen.“ Aber nicht nur Brot, sondern vieles andere, was sie zum Leben brauchen wie Kleider und Schuh, Essen und Trinken, ein Dach über dem Kopf, aber vor allem unsere Hinwendung und ein liebes Willkommen

Wir beide auf diesem Bild sind zwar keine Flüchtlinge. Aber als wir nach langen Jahren unserer Arbeit in Brasilien zurück nach Deutschland kamen, haben wir gespürt, wie gut es ist, auch als Fremde in einer Gemeinde aufgenommen zu werden. Wir möchten gerne, dass alle, die zu uns kommen, ebenso aufgenommen werden

Irmgard Wirth, Pfarrer i.R. Wolf-Dieter Wirth

Viele, die unter uns leben, mussten zum Ende des Zweiten Weltkriegs aus ihrer Heimat fliehen: Ostpreußen, Oberschlesien, der heutigen Tschechei, Rumänien (Siebenbürgen) und aus anderen Gebieten. Sie wurden aufgenommen und leben seit Jahrzehnten unter uns. Sie erinnern sich an diese Zeiten und haben es wohl auch ihren Kindern und Enkeln erzählt, was sie mitgemacht haben. Auch damals war es wichtig, dass diesen Flüchtigen Brot angeboten wurde. Aber eben nicht nur Brot, sondern alles, was zum Leben notwendig ist. Können wir uns heute in unserer Wohlstandsgesellschaft noch die Not, die Einsamkeit, die Heimatlosigkeit, den Hunger dieser Flüchtlinge vorstellen?

Immer wieder kamen Flüchtlinge zu uns nach Deutschland. Nachkommen der wegen ihres Glaubens aus Österreich Vertriebenen, Exulanten genannt, leben unter uns. Sie wurden mit Liebe aufgenommen, manchmal aber auch nicht. Wir denken an die Siebenbürger, die nicht nur nach Deutschland, sondern auch in andere Teile der Welt flüchteten, weil sie wegen ihrer deutschen Abstammung in Rumänien benachteiligt wurden. Auch sie wurden aufgenommen, manchmal aber auch nicht. Wir dürfen nicht vergessen, was viele unserer Vorfahren erlebt haben und ihnen Brot angeboten wurde in Erfüllung des Wortes Gottes: „Bietet Brot den Flüchtigen.“ Aber eben nicht nur Brot, sondern alles, was sie zum

Fortsetzung Seite 13

Wegen geholfen, wo es gerade fehlt. Inzwischen hat sich herumgesprochen, dass in Geslau die Integration funktioniert. Organisationen aus anderen fränkischen Gemeinden rufen inzwischen bei Pfarrer Christoph Schieder an und fragen, wie sie die Integration hinbekommen haben.

Deshalb hat er jetzt ein Netzwerk gegründet, indem sich gerade die kleineren Kommunen gegenseitig unterstüt-

zen können, damit nicht jeder dieselben Fehler machen muss. „In kleinen Einheiten funktioniert Integration am besten“, sind die Schieders überzeugt. „Die syrischen Familien in Geslau bedanken sich für die Hilfe und wenn es nur mit einer Tasse Tee ist“, erzählt Claudia Schieder. Und dann hat sich der Einsatz für die Pfarrerin schon gelohnt.

Mathias Neigenfind

Flüchtlingshilfe im Dekanat

„Ich weiß, was es heißt,
von heute auf morgen
die Heimat zu verlassen.“

Ein herzlicher Dank all denen,
die sich jetzt dafür einsetzen,
dass Menschen spüren,
sie sind uns willkommen:

Sie sind uns willkommen!

Asylkreis Colmberg

Ansprechperson:
Irene Goodchild
Kirchfeldstr. 24
Colmberg
09803 932205
irene.goodchild@gmx.de

Asylkreis Geslau

Ansprechpersonen:
Claudia und Christoph Schieder
Evang.Pfarramt Geslau-Frommetsfelden
09867 228
email pfarramt.geslau@elkb.de

Flüchtlingsbegleitung Leutershausen

Ansprechperson:
Sigrid Horn
über Pfarramtsbüro
09823 260
dekanat.leutershausen@elkb.de

In unserem Dekanat haben sich in den vergangenen Monaten drei Unterstützerkreise für Flüchtlinge gebildet.
Wenn Sie Ihre Hilfe vor Ort einbringen möchten, wenden Sie sich gerne an die angegebenen Ansprechpersonen.
Dringend suchen wir nach Wohnungen, in Leutershausen nach einem Haus für eine Familie. Auch gut erhaltene Fahrräder werden immer wieder gebraucht. Für die Menschen, die zu uns kommen, ist es wichtig und gut, unsere Sprache zu lernen und im einfachen Gebrauch einzuüben.
Menschen, die sich Zeit nehmen, leisten einen wichtigen Beitrag zur Integration.



Sie interessieren sich für dieses Thema? Unter www.dekanat-leutershausen.de/willkommen finden Sie z.B. aktuelle Informationen der Helferkreise oder auch einfach nur mehr über die verschiedenen Sprachen, die sich im Titelblatt der Beilage finden.





**Die Aufmerksamkeit für Menschen,
die neu zu uns kommen,
schärft auch unseren Blick
für die Menschen,
die schon lange mit uns leben.**